

# Henri Meister – der Atheist von Küsnacht

*Für Grosi (Ida Schmidt-Streuli), verbunden mit dem Dank für grosszügige und verständnisvolle Nachbarschaft seit über 22 Jahren.*

«Tout cela ne nous persuade point encore que ce soit une chose si douce et si désirable que d'être d'un siècle philosophe.» (Henri Meister)

Als Greis von vierundsiebzig Jahren publizierte der Zürcher Theologe, Journalist und Schriftsteller Jakob Heinrich Meister (1744-1826) ein Bändchen mit dem Titel «Voyage de Zurich à Zurich»: die Huldigung eines verlorenen und zurückgekehrten Sohnes an seine Vaterstadt und an deren «alte Mauern und Türme», die er «mit einem Gefühl von Dankbarkeit und Verehrung» betrachtet, «denn sie haben so manchem Angriff, so manchem Sturme ruhmreich widerstanden». Weil sich der Autor zu alt fühlt, noch große Reisen zu unternehmen, schreibt er als früher Stadtwanderer ein Porträt von Zürich anno 1818, einem Städtchen von 11000 Einwohnern, in dem man nichtsdestotrotz «noch heute an die 70 Autoren von größeren und kleineren Werken findet»; voller Wohlwollen und Heimatliebe schildert er die Plätze und Promenaden, die Bibliothek in der Wasserkirche, das Casino nahe dem Hirschengraben, das 1874 zum Obergericht umgebaut werden sollte, den Rennweg, «eine der breitesten und größten Straßen der Stadt», und das Gefängnis «im Wellenbergturm, wo nur jene hingbracht werden, die eines Kapitalverbrechens - zu denen hier auch der Ehebruch zählt - angeklagt sind». In ebendiesem Wellenbergturm hätte ein halbes Jahrhundert zuvor der damals noch keine fünfundzwanzig Jahre zählende Meister selber schmachten sollen — so hatte es das Hohe Gericht beschlossen. Sein Vergehen: die Publikation eines religionskritischen Broschürenchens, das den fortschrittlichen Jungtheologen über Nacht zum Geächteten werden ließ und ihn zur Flucht nach Frankreich zwang. Und so wurde auch Meisters Vita zu einer langen «Reise von Zürich nach Zürich». Eigentlich war Meisters Startpunkt nicht Zürich, sondern Küsnacht. Es ist bekannt, dass Küsnacht im 19. und 20. Jahrhundert eine stattliche Reihe von berühmten Literaten beherbergte. Conrad Ferdinand Meyer logierte im Seehof, wo heute einem anderen Küsnachter, dem Psychoanalytiker Carl Gustav Jung, ein international renommiertes Institut gewidmet ist. Unter den Exilanten, die das Dritte Reich in die Schweiz trieb, ist eine gewisse Vorliebe für den Zürichsee und Küsnacht festzustellen. Vor dem Krieg wohnte Thomas Mann an der Schiedhalddenstrasse, im Hotel Sonne quartierte sich Alfred Kerr mitsamt Familie ein. Mit Max Frisch bewohnte auch ein gebürtiger Schweizer Autor am Küsnachter

---

1) Henri Meister begegnete ich zum ersten Mal in einem literarischen Text, in dem wir beide eine Rolle spielten, dann als Leser dieses Textes. In der Kurzgeschichte «Der Mann im Tulpenbeet», die für den Wettbewerb «Küsnacht 800» entstand, hatte sich die Küsnachter Schriftstellerin Ursula Isler-Hungerbühler (unsere Nachbarin vom anderen Ufer des Dorfbachs, der ich für diese nicht alltägliche Anregung an dieser Stelle danken möchte) an gewissen biographischen Eigenheiten meiner selbst und meiner Grossmutter inspiriert – so schien es uns zumindest bei der Lektüre unter dem Weihnachtsbaum – und den männlichen Protagonisten, einen etwas neunmalklugen Philosophiestudenten, beim C. G. Jung-Institut (also in unmittelbarer Nähe des Pfarrhauses von Henris Vater) der pflaumenblauen, aus einem Tulpenbeet tretenden Materialisation Henri Meisters begegnen lassen.

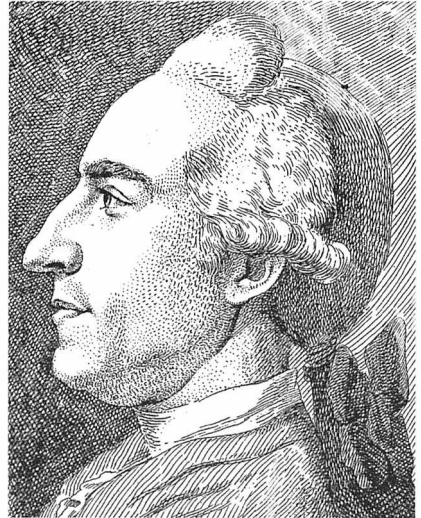
Birkenweg zeitweise eine Art Relaisstation zwischen Tessin und New York. Gäste soll er jeweils ans Fenster geführt und zu ihnen – auf die benachbarten Villen zeigend – gesagt haben: «Da wohnen meine Feinde!»

Aber schon im 18. Jahrhundert war Küssnacht Heimat von Literaten. Einer von ihnen war Henri Meister. Dem hochintelligenten Sohn des Küssnachter Pfarrers Johann Heinrich Meister und dessen zweiter Frau, einer französischen Hugenottin namens Marie Malherbe, wurde gallischer 'esprit' schon mit der Muttermilch eingeflößt. Zeit seines Lebens sollte Henri, wie er sich rufen ließ, eine interessante Mischung aus Zürcher Patriotismus und frankophiler Eleganz unter Beweis stellen. Seine Muttersprache stellte er jedenfalls klar über das Deutsche, vor allem über den Zürcher Dialekt, dem er sein Mundwerk standhaft verweigerte. Er verachtete «die allzu bekannte Beschaffenheit unserer Sprache, welche so rau, so mühsam, so voll von dumpfen Stimmlagen und gutturalen Lauten ist, daß es unmöglich wird, sie auszusprechen, ohne daß dadurch die gewohnte Bewegung von Mund und Lippen nicht mehr oder weniger entstellt würde». In Bückeberg (Westfalen) geboren, wo sein Vater als Prediger Ausländerfahrung sammelte, sprach der kleine Henri mit vier Jahren bereits drei Sprachen, «nämlich französisch mit meiner Mutter, deutsch mit dem Gesinde und lateinisch mit dem Vater» – als Zwölfjähriger war er an der Erlanger Universität immatrikuliert. 1757 zog es Vater Meister zurück in die Heimat, wo er im Küssnachter Pfarrhaus, unmittelbar an den Gestaden des Zürichsees, Wohnsitz nahm. Mit sechzehn veröffentlichte Henri im Neuenburger «Journal helvétique» zwei Abhandlungen über das Lachen und das Weinen; 1760 wurde er in die theologische Klasse des Zürcher Carolinums aufgenommen und knapp drei Jahre später - wie es sich für einen so vielversprechenden Nachwuchsinstruktuellen geziemte - als «Verbi Divini Magister» ordiniert.

## Auftakt mit Skandal

Als Henri Meister erwachsen wurde, herrschte in Zürich eine zwiespältige Atmosphäre: einerseits die konservative, sittenstrenge und vor allem provinzielle Zwinglistadt, andererseits geistige Größen wie Bodmer und Breitinger, die mit ihren literatur- und kunsttheoretischen Schriften ganz Deutschland beeindruckten, vor allem aber auch mit unzücherischer Weltläufigkeit der französischen, italienischen und englischen Kultur die Stadttore öffneten. Henri Meister gehörte zu einer Generation von hellwachen, wohlgebildeten jungen Männern, die den Drang verspürten, in die Tat umzusetzen, was sie gelernt hatten. Die beiden, die unter dem Brennglas der Historie am meisten Ruhm erlangen sollten, verwickelten sich denn auch bald in eine politische Affäre, die beträchtliches Aufsehen machte: Johann Heinrich Füssli und Johann Caspar Lavater waren 1762 die Drahtzieher einer spontanen Aktion gegen den korrupten Grüninger Landvogt Johann Felix Grebel. Zu nachtschlafender Stunde legten sie ein Pamphlet mit dem Titel «Der ungerechte Landvogt» vor die Zürcher Haustüren. Obwohl die Aktion letztlich tatsächlich die Absetzung und Verbannung Grebels zur Folge hatte, mußten auch Lavater und Füssli vorübergehend die Stadt verlassen, weil

*Jakob Heinrich Meister (1744–1826), jugendlicher Rebell, berühmter Literat in Paris, hochgeachteter Zürcher Staatsmann.*



sie der Gerechtigkeit mit unlauteren Mitteln zum Durchbruch verholfen hatten. Lavater kehrte von Deutschland wieder zurück und wurde in Zürich als redegehaltiger Pfarrer und Goethe-Freund zu einer festen Kulturgröße; Füßli, für dessen sich stürmisch ankündigendes Genie die Vaterstadt ohnehin ein zu bescheidenes Pflaster war, zog es nach London.

Henri Meister war wohl ein moderateres Temperament und zu jener Zeit auch noch mehr an theologischen und philosophischen Fragen interessiert als an idealistischer politischer Agitation. Jedenfalls verfertigte er ein erbauliches Gesellenstück für den Pfarrerberuf, einen der wenigen deutschen Texte in seinem Oeuvre: die «Vier Predigten auf der Landschaft gehalten» erschienen 1766 bei Heidegger & Co. in Zürich. Ansonsten zog es den Frankophilen westwärts: im Jura traf er Rousseau, dessen Freund Moultou und den Doktor Tronchin in Genf, wo er sich im Predigen übte. Meister machte sich über die moralinsauren Kanzelreden der Genfer Geistlichen und im Falle des bekannten Jacob Vernet über ebenjene «prudence» lustig, die dem jugendlichen Spötter selber fatalerweise wenig später fehlen sollte. Dank Moultous Empfehlung erhielt er Zugang zum Salon des Bankiers und nachmaligen französischen Finanzministers Necker. Dank dessen Vermittlung wiederum erbt er die von Mme Necker bei ihrer Verheiratung aufgegebenen Privatlehrerstelle im Hause der gleichermaßen schönen und kultivierten Pariser Witwe Germaine de Vermeux; die Tochter des Ehepaars Necker, später als Mme de Staël berühmt, war bis zu ihrem Tod mit Meister eng befreundet. Doch noch einmal folgte der junge Meister dem Ruf seines alten Lehrers Bodmer, das korrumpierte Paris zu verlassen und sich in seiner Vaterstadt nützlich zu machen. Die «Zurückhaltung und Beengung, die üblicherweise den lebendigsten Regungen sowohl durch den Geist unserer politischen Verfassung als auch durch die Strenge unserer Sitten und unserer religiösen Ansichten aufgezwungen werden,» sollten dem greisen Cicerone in seinem Stadtporträt höchstens noch ein Stirnrunzeln entlocken, den jungen Springinsfeld aber stellte der helvetische «Diskurs

in der Enge», den es offensichtlich schon im 18. Jahrhundert gab, vor beträchtliche Probleme. In Zürich frequentierte Meister die «Donnerstagsgesellschaft», eine Abendrunde von aufmüpfigen Jungintellektuellen. Von Meisters Freund Caspar Escher ist ein Bericht darüber erhalten, wie Meister 1768 in diesem Zirkel seine religionspsychologische Studie «Des origines des principes religieux» vorlas und damit Begeisterung auslöste. Obwohl die meisten Kameraden vor den mit einer Veröffentlichung verbundenen Gefahren warnten, liess sich der Autor vom Verlegersohn Heinrich Füßli dazu überreden, den Text in der väterlichen Druckerei (Orell, Füßli & Geßner) als Broschüre zu vervielfältigen. Eigentlich sollten die 500 Exemplare des 72 Oktavseiten schmalen Bändchens ausschließlich außerhalb von Zürich verbreitet werden, aus Unvorsicht liess man jedoch einige Exemplare in der Füßlischen Buchhandlung aufliegen, wo sie einigen Kirchenlehrern in die Finger gerieten.

Der Skandal war beträchtlich. Denn in seinem freigeistigen Frühwerk, das er auch in stilistischer Hinsicht später kaum je wieder übertreffen sollte, legt Meister voltairesche Spitzzüngigkeit an den Tag und zieht in brillanter Manier sämtliche Register radikal materialistischer Religionskritik. Die christlichen Dogmen schilt er abergläubisch, und den angeblich offenbarten Glauben entlarvt er als Hirngespinnst der von Angst und Sehnsucht erfüllten Menschen – ein Argument, das sich wie eine Giftschlange im Fleisch der Religion vom Sophisten Kritias über Lukrez und den ganzen neuzeitlichen Materialismus bis hin zum Marquis de Sade zieht. Große Belesenheit beweisend, relativiert der junge Theologe die Gültigkeit einzelner Glaubenslehren durch den Hinweis auf die Vielfalt verschiedener Kulte in klimatisch unterschiedlichen Weltregionen; den christlichen Gott stellt er auf eine Stufe mit Isis und Osiris bei den Ägyptern oder mit dem Vitzliputzli (sic!) der Mexikaner, ja sogar mit dem Schornsteinfeger, der von Erziehern mißbraucht wird, um unfolgsamen Kindern Angst einzujagen. Den Zorn Breitingers zog er sich zu, weil er seine Attacke nicht aufs Christentum beschränkte, sondern auch dem Deismus hart an den Karren fuhr.

Der «Atheist von Küsnacht» war geboren. Trotz der Anonymität der Veröffentlichung blieb Meisters Autorschaft nicht lange geheim. Vorsichtshalber zog sich der ob des eigenen Mutes erschrockene Jungautor «zu einer Molkenkur» in den Thurgau zurück, von wo er nach Paris flüchtete, sobald sein Urteil verkündet wurde: Die «verworrene, zweydeutige, tükische, spöttische Schrift, welche leider directe und indirecte durch ihre sowohl unbedachtsame als mutwillige Ausstreuung Anstoß und Ärgernuß verursacht,» wurde in Zürich von Henkershand verbrannt, ihr Autor seiner Priesterwürde sowie seines Bürgerrechts enthoben und contumaciter zu Gefangenschaft im Wellenbergerturm verurteilt.

## Im Kreise der Pariser Vordenker

Was zu Hause Schande bedeutete, gereichte Meister im Ausland zu Glanz und Gloria. Voltaire bedauerte den «jeune sage persecuté par de vieux fous» und schrieb an Moulto: «Notre Zuricois ira loin. Il marche à pas de géant dans la carrière de la raison et de la vertu (...) Un temps viendra où sa brochure sera le

catéchisme des honnêtes gens.» Diderot bemerkte in Meisters Schrift weniger den scharfen Verstand und die umfassende Bildung als vielmehr jenes Element des Gefühls, welches das ganze spätere Schaffen des Schweizers prägen sollte: «Ce joli ouvrage est écrit avec tant de naturel et de douceur, qu'on serait tenté de le prendre pour l'ouvrage d'une femme...»

Friedrich der Große, der schon verschiedentlich aufgrund von fehlender Biederkeit angeeckte Eidgenossen an seiner Berliner Akademie beschäftigt hatte, wollte mit der Berufung des frischgebackenen «Märtyrers der Aufklärung» zum Nachfolger von Johann Georg Sulzer ein Zeichen setzen. Allein, Meister gab dem Preußenherrscher einen Korb und Paris den Vorzug. An der Schwelle zu einer brillanten Karriere als atheistisch-materialistischer Vordenker schien sich Henri Meister auf seine helvetische Bescheidenheit und seinen vom Feuer der Skandalschrift höchstens angesengten religiösen Respekt zu besinnen, der sich später gar in demütige Frömmigkeit rückverwandeln sollte. Nicht daß Meister «zur Vernunft gekommen wäre», vielmehr kam er zurück zum Gefühl als dem Gegenstück zur Gnadenlosigkeit aufklärerischer Ratio. Diese Entwicklung bezahlte er zwar damit, daß kaum eines seiner späteren Werke noch den literarischen Rang seines initialen Paukenschlags erreichte, dafür fand er zu seiner wahren Berufung: der Tätigkeit des Vermittelns.

Allzu schwer dürfte Henri Meister der Abschied von Zürich und von seiner Jugendfreundin Ursula Schultheß, die man schon als künftige Madame Meister betrachtet hatte, nicht gefallen sein. Er war Paris und dem Charme seiner «Arbeitgeberin», Germaine de Vermeuoux, verfallen. Zunächst wiederum als Hauslehrer, später eher als Hausfreund lebte Meister in leidenschaftlichem Konkubinat mit der schönen Witwe - bis zu deren Tod 1783. In Paris lernte der berühmt gewordene junge Mann die führenden Geister seiner Zeit kennen: Diderot, d'Holbach, Helvetius und vor allem Friedrich Melchior Grimm, jenen deutschen Pfarrerssohn, der sich mit scharfer Zunge und geschmeidigen Kratzfüßen zu einer intellektuellen Instanz Frankreichs und Europas hochgearbeitet hatte und 1771 von Kaiser Joseph II. mit dem Titel eines Barons geschmückt wurde. Grimm gab seit 1753 die «Correspondance littéraire» heraus, eine in handschriftlichen Kopien an ein rundes Dutzend europäischer Fürstenhöfe versandte «Geheimzeitschrift», die ihren Lesern vom politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Leben in Paris Bericht erstattete – ein für Dixhuitemisten ungemein ergiebiges Dokument, zum einen aufgrund des sechzigjährigen Erscheinungsspektrums (1753-1813), zum anderen weil die Autoren der Artikel wußten, daß ihre Texte nicht in Paris, sondern nur im Ausland gelesen wurden, und sich daher manche Freimündigkeit erlaubten. Premierienberichte und Rezensionen zu Neuerscheinungen wechselten mit Artikeln über indische Mythologie, die jüngsten Fortschritte der Chirurgie oder Voltaires Erfolge in Sachen Pferdezucht. Zu den namhaften Erstveröffentlichungen zählen Diderots «Nonne» und «Jakob und sein Herr» sowie Mirabeaus Rede zum Tod von Benjamin Franklin.

Grimm, der leidenschaftliche Europareisende, wurde der Regelmäßigkeit der redaktionellen Tätigkeit überdrüssig, sein zeitweiliger Stellvertreter Diderot empfand die Arbeit ebenfalls als Plackerei, und so war männiglich erfreut, als 1773

mit Henri Meister ein Nachfolger gefunden wurde, der mit Grimm die deutsche Herkunft und daher auch komparatistisches Interesse und europäischen Panorama-Blick gemein hatte. Meister war ein derart bescheidener und unauffälliger Nachfolger, daß noch viele Jahrzehnte später, als bereits gedruckte Ausgaben der «Correspondance littéraire» vorlagen, die Auffassung vorherrschte, daß Grimm bis zu seinem Tod geamtet habe. Dabei unterschieden sich die beiden Herausgeber durchaus voneinander, namentlich im Temperament. Grimm war ein genialischer Zyniker - seine Verrisse und Spöttereien boten weit vergnüglicheres Lesefutter als die moderateren Einschätzungen Meisters, dessen wohlmeinende Einfühlsamkeit ihn mehr zum Lobredner als zum Kritiker machten. Katharina die Große bemängelt zwar in einem Brief an Grimm: «Je vous ai dit mille fois et je vous répète encore que votre successeur littéraire n'est pas vous ...» Nichtsdestoweniger war Meisters Redaktionsführung durchaus erfolgreich: Zu seinen Verdiensten gehören Beiträge zur französischen Shakespeare-Rezeption und ausführliche monographische Texte zu Klassikern wie Montaigne und Molière, aber auch zu zeitgenössischen Autoren wie d'Alembert, d'Holbach, Diderot und Lavater.

## Das Gefühl für die Mitte

Seine Vermittlerfähigkeiten stellte Meister nicht nur als Journalist unter Beweis, sondern auch als Übersetzer von Salomon Geßners erfolgreichen «Idyllen», aber auch von Lavater und Hirzel. 1787 publizierte er ein eigenes Werk mit philosophischem Anspruch: «De la morale naturelle». Der erst im 20. Jahrhundert als «instrumentell» entlarvten Vernunft der Aufklärer zutiefst mißtrauend, versucht Meister, was heute wieder von einem Richard Rorty zur Sprache gebracht wird, nämlich die Moral auf die Basis der «premiers sentiments» zu stellen: Mitleid, Gewissen, Phantasie, Sympathie und vor allem der «premier de tous les liens» – die Liebe: «Toute la morale ne serait qu'un sentiment...» Im Zentrum der Meisterschen Ethik steht ein sentimentales Subjekt, das seine moralische Integrität dem Umstand verdankt, daß es mit sich selbst im Einklang steht.

Mit dem Heraufziehen der Revolution beschäftigen Meister zunehmend auch politische Themen. Er reagiert – von den Ereignissen merklich schockiert – erstaunlich rasch und publiziert bereits 1790 «Des premiers principes du système social, appliqués à la révolution présente». Trotz seines Versuchs, dem Zeitgeist mit Begriffsanalysen zu «égalité», «propriété» und «Tiers-Etat» Tribut zu zollen, erweist er sich mit seinen Warnungen vor der Göttin «Freiheit», mit seinem Plädoyer gegen allzu fortschrittsbesessene «lumières» und für eine «paisible ignorance» und «douce obscurité» als einigermaßen reaktionär. So erstaunt höchstens, wie spät Meister emigriert: Im Herbst 1792 flieht er mit Talleyrand zusammen nach England, von wo aus er 1794 für den Rest seines Lebens nach Zürich zurückkehrt. Alle späteren Schriften sind von wehmütiger Nostalgie nach der Grandezza des Ancien Régime geprägt.

Bei einer Reise nach Paris 1795 zeigt sich Meister befremdet von der Verpöbelung der geliebten Stadt und schätzt daher um so mehr «les sites agrestes de ma

patrie». Die schwierige Aufgabe, die «Correspondance littéraire» von Zürich aus weiterzuführen, meistert der Unermüdliche noch fast zwanzig Jahre lang mit einer nunmehr deutlich konservativen Mahnerstimme. Es braucht nicht die Radikalität eines Marquis de Sade, dessen «Justine» Meister 1794 als einer der ersten – natürlich voller Entsetzen – rezensiert, um ihm die Aufklärung verdächtig zu machen. Längst steht für ihn fest, daß die Philosophie Frankreich mehr zuleide getan hat als alle erdenklichen Tyrannen.

1803 kann der «Pariser Meister», wie er an der Limmat genannt wird, seine diplomatischen Begabungen auch politisch nutzbar machen: Napoleon kürt ihn zum Präsidenten der Kommission, welche im Kanton Zürich die Mediationsverfassung einzuführen hat, und am 18. April eröffnet Meister mit zur Mäßigung mahnenden Worten die Sitzung des Großen Rats: der atheistische Nestbeschmutzer von einst ist zum Stadtoberhaupt geworden. Allerdings nur für kurze Zeit, denn Meister verzichtet nach Bewältigung der Krise auf ein Regierungsamt und beschränkt seine politische Tätigkeit auf die Legislative. Die gewonnene Zeit widmet er literarischen Bestrebungen: Er versucht sich auf dem Gebiet der moralistischen Anthropologie («Etudes sur l'homme», 1804) und der Lavaterschen Physiognomik («Traité sur la physionomie», 1806), beschäftigt sich mit den Freuden und Leiden des Alters («Lettres sur la vieillesse», 1810), mit dem Tod und der Unsterblichkeit der Seele («Euthanasie», 1809), schreibt politische Essays zu europäischen und schweizerischen Fragen, darunter einen satirischen Dialog zwischen der bösen Stiefmutter «Rafconia» alias Frankreich und der von ihr mißhandelten «Heutelina» alias Helvetia. Während die literarische Darstellung einer Dreiecksbeziehung mit dem Titel «Betzi, ou l'amour comme il est» (1800) und diverse weitere Novellen schwerfällig und schwarmseelig daherkommen, zählen die psychologischen «Lettres sur l'imagination» (1794) und die mit leichter Feder komponierten «Entretiens philosophiques et politiques» (1800) zu den heute noch lezenswerten (wenn auch nicht in Neuausgaben greifbaren) Texten Meisters.

1806 bekehrt sich der vom Freigeist zum besonnenen Christen rückverwandelte Jungeselle auch im privaten Bereich zur Stabilität. Der ehemalige Konkubin, der einer maßvollen Libertinage nicht abgeneigte «homme à femmes», ehelicht seine unterdessen verwitwete Jugendliebe Ursula Bürkli-Schultheß. In ihren 1885 publizierten Erinnerungen an ihren Stiefgroßvater zeichnet Albertina Escher-Bürkli, die Enkelin von Madame Meister, ein harmonisches Bild vom Lebensabend des einst so ungestümen Zürchers. Namentlich das «französische Decorum» und das «höfliche 'vous' gegen Gattin und Kinder» sind ihr in Erinnerung. «Den Reinigungsprozeß», so erfahren wir, «übernahmen die Gatten selbst mit pedantischer Pünktlichkeit», allerdings erst nach einer «Morgenandacht in französischer Sprache». Die freie Zeit vertrieb man sich mit Ausflügen, mit Schach- und Kartenspiel, welch letzteres Meister nur widerwillig auf Wunsch der Gattin erlernte. Als zusammenfassende Charakterisierung des alten Meister schreibt Frau Escher: «Er hatte sich in Frankreich das Anziehende der Franzosen angeeignet, ohne daß wegen die schweizerische Geradheit und Gemütlichkeit einzubüßen.»

In der Tat macht es ganz den Anschein, als hätte das Lebensunterfangen des Henri Meister darin bestanden, die brillante Radikalität des französischen Esprit

und den glanzvollen Stil der französischen Umgangsformen mit der abwartenden Bedachtsamkeit Zürichs und der Schweiz vor allem in Fragen der Politik und Religion unter einen Hut zu bringen. Auch wenn das Aufbegehren des jungen Religionskritikers zunächst vermuten ließ, daß es Henri Meister auf ein Aufeinanderprallen der Gegensätze anlegte, setzte er in der Folge ganz auf Kompromiß und Versöhnung. So erstaunt es nicht, daß ihn sein Hang zur Mitte zu einem eher mittelmäßigen Schriftsteller, dafür aber zu einem begnadeten Vermittler machte: zum politischen Mahner, zum Briefpartner von Bodmer, Necker, Suard und Mme de Staël und vor allem zum aufmerksamen Chronisten europäischer Kultur. Die Rosinante, auf der er seinen Kampf gegen die Windmühlen des Extremismus ausfocht, war sein Bekenntnis zum Halbschatten zwischen Geist und Gefühl, zu verschwommenen, manchmal gar unpräzisen, wenn auch niemals mystizistisch-zwielichtigen Denkwügen. Die ihm von Natur aus eignende Nüchternheit des Vernunftmenschen verband Meister mit seiner manchmal fast naiv anmutenden, bedingungslosen Liebe zum Sentiment, die ihn mithin zum Vorläufer der Romantik macht. Als Henri Meister im November 1826 einem Schlaganfall erlag, fand man in seinem kühl und besonnen abgefaßten Testament den Vermerk: «J'ordonne que le cœur de madame de Vermeux soit enfermé dans mon cercueil.» Zunächst war man ratlos, woher man das gewünschte Organ zu nehmen hatte, doch ein alter Diener erinnerte sich, daß Meister auf all seinen Reisen stets ein kleines Blechbehältnis mit sich geführt hatte. Man fand dasselbe auf dem Dachboden und in seinem Innern das Herz von Meisters Lebensliebe, das man mit ihm zusammen auf dem Krautgarten-Friedhof, an der Stelle des heutigen Zürcher Kunsthouses, bestattete.

Michael Pfister

## Als Ausländerkind im Küssnacht der Kriegsjahre

Als Auslandschweizer-Familie trafen wir im Frühjahr 1941 im Bahnhof Basel ein. Ausgebombt durch die Armee Hitlers am 14. Mai des vorangegangenen Jahres, hatten wir das «Wirken» der Besatzungsarmee erlebt. Ich war bewusst erleichtert, über die Grenze in unser Ferienland Schweiz hinüberzuwechseln, so wie ich im Spiel «Wolfsgeseh» immer erleichtert war, über den im Kies gezogenen Strich zwischen der Wildnis der Wölfe und dem sicheren Gehege der Schafe zu hüpfen. Zwei Tage lang hatte sich der Zug durch Holland und Deutschland geschleppt mit einer mir gefährlich erscheinenden Nacht in Frankfurt am Main, denn mein Vater hatte seiner deutschen Firma gekündigt mit der expliziten Begründung, er wolle nicht für ein Volk arbeiten, welches Grossverbrechen begehe. Die Schweizer Bähnler stürzten sich auf uns einzige Aussteigende des langen Zuges und wollten wissen, wie das draussen sei, ob wir den Krieg erlebt hätten, zu Schaden gekommen seien. Sie wiesen uns ins Bahnhofbuffet zum Café complet, welches